



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

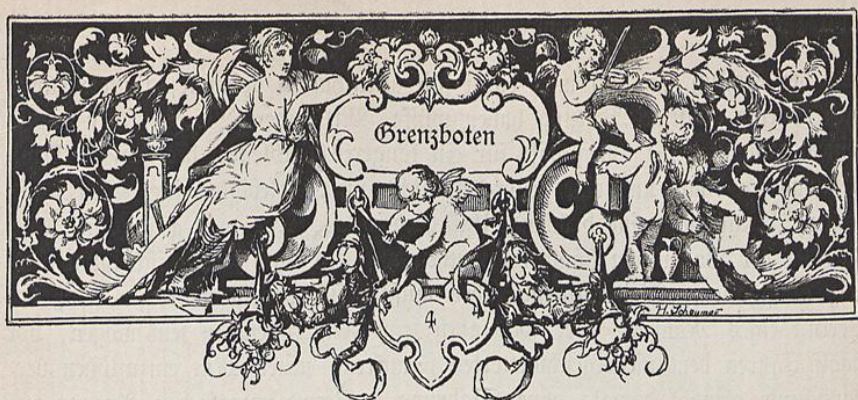
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frankreich nach Gambettas Tode.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Frankreich nach Gambettas Tode.



ein Zweifel, mit dem Manne, der mit dem scheidenden Jahre zu Ville d'Avray aus dem Leben gegangen ist, hat das gegenwärtige Frankreich einen bedeutenden, ja seinen größten Politiker verloren. Eine glänzende Vergangenheit ist mit Leon Gambetta ins Grab gesunken, stolze Zukunftsträume haben sie ins Schattenland begleitet, aber auch schwere Gefahren und Befürchtungen. Die Menge, die am Neujahrstage und den nächstfolgenden Tagen über die Straßen und Boulevards von Paris wogte, die große Mehrzahl des in der Stadt der leichtlebigen Sinnesart sich vergnügenden Volkes ließ sich zwar, wie berichtet wird, den Verlust wenig zu Herzen gehen, sie verhielt sich gleichgiltig wie die Natur beim Erlöschen eines Menschenlebens, wie das Meer, wenn der Steuermann eines Schiffes über Bord fällt. Und als der Verstorbene vom Staate feierlich begraben wurde, war es auch mehr Interesse an dem Pomp, der dabei entfaltet wurde, als Bewußtsein der Größe des Toten, wenn jene Menge Teilnahme an dem Ereignisse zeigte. Selbst der größere Teil der Zeitungsartikel, die über Gambetta erschienen, beschäftigte sich zunächst mehr mit den Außerlichkeiten seines Todes, seinem Sterbezimmer und dergleichen, als mit seiner Laufbahn, seinen Leistungen und Erfolgen und der Lücke, die durch sein Hinscheiden entstanden ist. Sogar viele der zweifellos republikanischen Blätter sprachen von dem toten Redner und Staatsmann in auffallend kühlen Ausdrücken, und als sie später an eine Erörterung der Folgen des Ereignisses gingen, blieben sie mit ihren Gedanken meist an der Oberfläche. „Sowohl in Privatgesprächen als in der Presse, schreibt ein guter Beobachter dem Daily Telegraph, war die Hauptfrage, welche Wirkung sein Ableben auf den Stand der Parteien üben werde,

und der Schluß, zu dem man dabei fast allenthalben gelangte, lautete dahin, daß es eine günstige Wirkung haben müsse. Mit andern Worten: man sah in seinem Hingange die Bürgschaft für ein längeres Verbleiben des jetzigen Ministeriums im Amte und eine bessere Aussicht auf Langlebigkeit für dessen Nachfolger." Man war eine drückende Unsicherheit los. Das war genug für Leute, die aus der Politik ein Handwerk machen und nur nach Raum für ihren Ehrgeiz ausschauen. Weiterblickende aber mußten sich vergegenwärtigen, daß der Verlust eines Mannes, der, was auch seine Fehler gewesen sein mögen, vor zwölf Jahren dem niedergeschmetterten Frankreich neuen Mut einzuflößen verstand und, obwohl damals ohne Erfahrung in Verwaltungssachen, Armeen aus der Erde stampfte und der gewaltigsten Kriegsmacht, welche die Welt je gesehen, immer von neuem unverzagt die Spitze bot, für die Tage einer großen innern oder äußern Krisis von höchster Bedeutung werden könne. Solcher Denker aber scheint es nach jenem Beobachter jetzt in Paris nicht viele zu geben. „Für mich, sagt er, ist's eine ausgemachte Sache, daß Gambetta auswärts weit höher geachtet war als von seinen Landsleuten, und dürften wir einzig von den Pariser sprechen, so müßten wir sagen, er sei kaum ein Prophet in seinem Vaterlande gewesen.“

Aber Paris ist nicht Frankreich. Von den Provinzen, wo das Leben langsame pulst, und wo man ernster zu denken pflegt, hörte man andre Berichte, und hielt man dieselben zusammen, so konnte man nicht zweifeln, daß dort tiefe Trauer über den Verlust des Mannes herrschte, den die Sylvesternacht zu den Toten versammelt hatte. Das Herz des französischen Volkes ist darüber tief bewegt, und es würde von sonderbarer Beschaffenheit sein, wenn es anders wäre; denn selten hat ein Tod so ernst nicht bloß zu einer Nation, sondern zu den Gemüthern aller Menschen geredet. Er kam plötzlich und frühzeitig, er war ein grausames Beispiel zu der Lehre von der Eitelkeit menschlichen Wollens und Strebens, er predigte eindringlich, wie leicht zerbrechlich das Menschenleben, wie sehr vom Zufall abhängig der Menschen Ehrgeiz ist, und welche Kleinigkeiten den Gang der Geschichte unterbrechen und in andre Bahnen lenken können. Lebhaft erinnert dieser Tod an einen andern, der vor einigen Jahren ein fürstliches Leben im fernen Afrika auslöschte. Ein Schwarm heulender Zulusaffern warf seine Speere aus einem Dickicht, und augenblicklich schloß die Geschichte einer Dynastie, welche zweimal die Welt mit ihrem Rufe erfüllt hatte. Alle die kühnen Hoffnungen, deren Mittelpunkt dieses junge Leben gewesen war, alle die Pläne von hundert geschäftigen Gehirnen, die sich an dasselbe knüpften, lagen vereitelt mit ihm am Boden. Ähnlich ist das Beispiel von der Ironie des Schicksals, das uns der Tod Gambettas vor die Augen hält. Es ist dieselbe triviale Ursache und dieselbe hochbedeutende Wirkung. Eine Verwundung durch ein unbehutsam ergriffenes oder sonstwie behandeltes Pistol, und ein Leben, das noch mehr zu versprechen schien als es geleistet, war dem Tode überant-

wortet. Versetzen wir uns einige Wochen zurück, so blickten tausende von Augen auf dieses Leben mit Hoffnung, andre tausende mit Unruhe, alle aber mit gespanntem Interesse. Wie wird, so fragte man, Gambetta in dieser oder jener Krisis verfahren? Wie bald wird er wieder Minister, wird er einmal Präsident der Republik werden? Wie wird er sich zur Kirche, wie zur ägyptischen Frage, wie zu England stellen? Wird er jemals und, wenn überhaupt, wann wird er dann seinen Landsleuten sagen, daß die Stunde des Rachekrieges gegen Deutschland geschlagen habe? Da blüht im Landhause von Wille d'Oray ein Schuß, ein kurzes Krankenlager nimmt den Gegenstand dieser Fragen und Sorgen auf, und jetzt sind sie nicht mehr als Schatten, als das Gemurmel eines Träumenden.

Daß der Tod Gambettas für Frankreich und ganz Europa ein wichtiges Ereignis ist, leidet also keinen Zweifel, und es fragt sich nur, ob er als ein Glück oder als ein Unglück für die Zukunft Frankreichs zu betrachten ist. Wie dachte er selbst, wie dachten seine Freunde sich diese Zukunft? Was war das Ideal, welches ihm vorschwebte? Wir gehen schwerlich irre, wenn wir es folgendermaßen zeichnen: Gambetta gelangt wieder zu größerem Ansehen und Einfluß und wird nach einigen Kämpfen mit verschiedenen Gegnern entweder als Premierminister oder als Präsident mit mehr Befugnissen als der jetzige thatsächlich Herr von Frankreich. Mit seiner mächtigen Willenskraft löst er die Reste der royalistischen, imperialistischen und anarchistischen Parteien rasch in nichts auf. Der Glaube des Landvolkes an seinen Stern trägt und hebt ihn, und zu gleicher Zeit weiß er die Demokratie in den Städten nach seinem Willen zu lenken. Auf seinen Anstoß zu neuem Leben erwacht, im liberalsten Sinne geordnet und befriedigt, macht Frankreich in Sachen des Handels und Gewerbefleißes riesige Fortschritte. Seine Unternehmungen gewinnen einen größern Stil, seine Flagge erscheint in allen Meeren, seine Kolonien mehren sich, nach allen Seiten hin dehnt die Nation sich weiter aus. Das materielle Gedeihen, dessen sie sich unter dem zweiten Kaiserreiche erfreute, kehrt ohne dessen Corruption wieder, und der Einfluß Ludwig Napoleons, mit welchem derselbe von 1860 bis 1865 Staaten schuf und auflöste, lebt gleichermaßen wieder auf und umgiebt die Republik und deren Haupt mit nie gesehener Glorie. Mittlerweile hat der ehemalige Diktator die Tage von Tours und was er während derselben gelernt, nicht vergessen. Das Heer ist gründlich reorganisiert, es hat eine starke Reserve hinter sich, mit der es anderthalbe Million wohlgerüstete und geübte Streiter zählt, die Festungen sind vermehrt und verstärkt, durch strenge Disziplin und unablässige Überwachung ist die Verwaltung zu einer muster-giltigen geworden. Dann ist die Stunde der Abrechnung mit den Siegern von 1870 gekommen, ein Anlaß zum Streite mit ihnen ist bald gefunden, und das wiedergeborne, starke, reiche und kühne Frankreich stürzt sich auf das Gebot des Diktators von 1870, dem kein andrer Wille mehr Gehalt thun kann, wie eine

Lawine auf den alten Feind. Der Ruf: A Berlin! erschallt wiederum durch die Straßen von Paris, und der größte Zweikampf der Geschichte wird wieder aufgenommen, diesmal selbstverständlich mit wohlbegründeter Aussicht auf glänzenden Erfolg für die französischen Fahnen.

Nicht bloß Gambetta und seine Anhänger, auch hunderttausende anderer Franzosen träumten diese Zukunft. Die Geschichte Frankreichs ist die Geschichte großer Männer, welche daheim die Ordnung wiederherstellen und aufrecht erhalten und dann der „großen Nation“ jenseits der Grenzen Lorbeeren gewinnen. Zuerst wird „die Gesellschaft gerettet,“ dann stürzt man sie in die Gefahren und Schrecken auswärtiger Kriege. In Gambetta hat Frankreich den Mann verloren, der vielleicht allein imstande war, diese doppelte politische Überlieferung abermals zu verwirklichen. Unter der Oberfläche der Gesellschaft von Paris, Lyon, Marseille und anderer französischer Großstädte kocht ein Hexenkessel voll schrecklicher politischer Leidenschaften, und erlangen diese anarchischen Elemente einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Oberhand, so kann es zu einem Ausbruche kommen, schlimmer als der Kommunardenaufstand von 1871. Wäre Gambetta nicht gestorben, so würde Frankreich sich bei einem solchen Ereignisse mit Vertrauen seiner Führung überlassen haben; denn er allein konnte den bessern Teil der Arbeiter vom Pöbel trennen und das Landvolk gegen das aufständische Paris aufrufen, und ihm allein traute man die erforderliche Energie zu.

Ferner darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Clemenceau, nach Gambettas Verschwinden der bedeutendste Parteiführer in der Kammer der Abgeordneten, zwei Ideen vertritt, welche für die Zukunft Frankreichs gefährlich erscheinen. Er steht an der Spitze der Radikalen, welche die Kirche und andererseits das stehende Heer mit Eifersucht betrachten, das Band zwischen jener und dem Staate zerschnitten sehen möchten und die Dienstzeit in der Armee möglichst abgekürzt haben wollen. Das sind die Hauptpunkte im Programm der äußersten Linken. Der eine aber würde eine große Spaltung zwischen dem weltlichen und dem durchaus noch nicht ohnmächtigen geistlichen Frankreich zur Folge haben, der andre die nationale Wehrkraft in eine schlecht geübte und noch schlechter disziplinierte Miliz verwandeln, die, immer aus den Reihen des Volkes hervorgehend und rasch wieder in dieselben zurücktretend, mehr Bürger als Soldat und durch und durch mit demokratischen Ideen erfüllt wäre, welche das Gegenteil von Unterordnung, Gehorsam und Mannszucht sind. Ein von der Partei Clemenceaus umgebildetes und regiertes Frankreich würde ungefähr dem Ideale der leitenden Politiker von 1793 gleichen, ein Schreckensregiment würde vielleicht nicht entstehen, man würde das Eigentum der Reichen nicht konfiszieren, es aber durch ruinirende Einkommensteuern allmählich auffaugen, man würde seine Gegner nicht köpfen, sie aber durch Entziehung des Wahlrechtes politisch tot machen. Sicher ist, daß die Nation schweren Schaden davon haben würde. Sie würde in eine fortbauende Unruhe versetzt, in hundert Faktionen zerspalten und in

jeder Weise geschwächt werden. Immer auf Verschwörungen bedacht, mit denen man die Gewalt an sich reißen könnte, immer auf Neuerungen ausgehend, würde man die bleibenden Interessen des Landes vernachlässigen. Im Hinblick hierauf hat Frankreich in der That bis zu einem gewissen Maße zu bedauern, daß Gambetta mit seiner vergleichsweise gemäßigten Denkart nicht mehr unter den Lebenden ist. Durch seinen Tod hat die Anarchie, auf welche die Radikalen in der Kammer unbewußt hinarbeiten, offenbar an Aussicht gewonnen.

Wir sagten: bis zu einem gewissen Maße. „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein,“ hat Thiers prophezeit, und er wird damit sicherlich Recht behalten. Gambetta wollte ganz entschieden die Republik, ja man kann sagen, er vor allem habe sie den Bestrebungen der monarchischen Parteien gegenüber am Leben erhalten, aber sein unruhiges Wesen, sein Ehrgeiz, sein Liebäugeln mit den Radikalen und seine auswärtigen Pläne traten immer von neuem der Gestaltung einer konservativen Republik hindernd in den Weg. Er war für alle Schattirungen der republikanischen Partei ein unzuverlässiger Bundesgenosse, denn er gedachte ja alle nach einander zur Vorbereitung dessen zu benutzen, was sein letztes Ziel war. Wie er gegen die konservativen Republikaner agitirte und keins ihrer Ministerien lange bestehen ließ, so war er die Ursache, daß die beiden Flügel der Radikalen, der ideale, der durch Clemenceau, und der cynische, der durch Rochefort bezeichnet wird, sich nicht trennten und jener nicht zur Fühlung und Verständigung mit den Konservativen gelangte. Nach seinem Verschwinden von der Bühne der Politik ist ein Versuch der Art möglich geworden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er unternommen werden wird. Schon mahnt der National: „Wir fühlen, daß die republikanische Partei vor einer der größten Prüfungen in ihrer Geschichte steht. Wenn sie sich nicht sofort um Männer schaart, welche noch die Idee einer festen, maßvollen und weisen Regierung repräsentiren, . . . so wird sie jetzt gefährdet und in Zukunft verurtheilt sein.“ Auch der Paix, das Organ Grevys, schreibt: „Das Unglück, das uns trifft, kann die Kammer nur versöhnlicher stimmen und zu neuen gegenseitigen Zugeständnissen bewegen. Viele Abgeordnete waren dazu weit weniger geneigt, solange sie die Hand und dem Einfluß Gambettas hinter sich wußten. Jetzt aber hätte der Parteigroll keine Existenzberechtigung mehr.“ Gelänge jener Versuch, so würde man in Bezug auf die innere Entwicklung Frankreichs von keinem Verluste mehr reden dürfen, der Gambettas Hingang begleitete.

Von dem Standpunkte aus gesehen, den noch immer ein großer Teil der Franzosen Deutschland gegenüber einnimmt, ist der Tod Gambettas gewiß ein schwerer Schlag für Frankreich. Die Revanchegeanken sind mit dem Toten von Villed'Avray nicht begraben, aber ihres Hauptträgers beraubt. Soweit wir sehen können, giebt es in Frankreich gegenwärtig keinen Staatsmann oder General, welcher das Volk mit der Wärme erfüllen könnte, die es empfinden haben würde, wenn Gambetta an der Spitze der reorganisirten Armee das

Signal zum Marsche nach der deutschen Grenze gegeben hätte, und das wird ohne Zweifel von vielen Franzosen von Herzen beklagt. Mag das patriotisch sein, so kann man es kaum politisch klug nennen. Ist es, so fragen wir, wirklich ein Unglück für Frankreich, daß die Uhr der Zeit jetzt nicht sobald die Stunde zum Beginn des Rachekrieges schlagen wird, als man bei Gambettas Lebzeiten hoffen konnte, ja, daß sie nun vielleicht überhaupt nicht schlagen wird? Was kann bei einem neuen Kampfe zwischen Deutschland und Frankreich herauskommen? Im günstigsten Falle könnte letzteres glänzende Schlachten gewinnen, die Sedan wettmachen, Elsaß-Lothringen wieder erwerben und uns eine schwere Kriegsentschädigung abnehmen. Aber glaubt ein verständiger Kopf, daß der Streit damit für alle Zeit beendet sein würde? Das deutsche Volk würde nicht daran denken, mit dem Erbfeind, der sich zu neuen Einbrüchen das Thor wieder geöffnet hätte, die Pfeife des ewigen Friedens zu rauchen und sich gutmütig in die Schläge, die es empfangen, zu finden. Wenn Preußen nach dem Unglücksjahre von Jena trotz der Lasten, die Napoleon ihm auf den Leib gewälzt, in wenigen Jahren sich wieder aufrichtete, so würde das Deutschland Bismarcks sich von Niederlagen dreifach schwerer und entscheidender aller Wahrscheinlichkeit nach noch eher erheben. Der Kampf würde mit größerer Gewalt wieder beginnen, und Frankreich würde in der Zwischenzeit ohne Unterlaß bis an die Böhne gerüstet sein müssen, um die ihm abgenommenen und dann wieder eroberten Ostprovinzen nicht abermals zu verlieren.

Das wäre der günstigste Fall für Frankreich. Der Ausgang des Krieges der Revanchepolitiker könnte aber auch ein anderer sein. Trotz aller möglichen Vorbereitungen könnte Frankreich, ungeschickt geführt oder durch Zufälle benachteiligt, wiederum furchtbare Schlappen erleiden, zuletzt ganz niedergeworfen werden und eine doppelt oder dreimal so große Kriegsentschädigung zahlen, auch Velfort mit Umgebung abtreten müssen.

Im Hinblick auf diese beiden Möglichkeiten ist es nur selbstverständlich, daß der Tod Gambettas als ein glückliches Ereignis für Frankreich wie für Deutschland anzusehen ist, da er die kriegerische Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Nachbarstaaten mindestens vertagt. Aber braucht es denn bloß Vertagung des Streites zu sein? Wir meinen, Haß oder Rachegefühl können sich bei Völkern wie bei Personen allmählich abschwächen und zuletzt absterben. Die Geschichte zeigt ein naheliegendes Beispiel. Nach Waterloo wurde jeder Franzose, der die Notwendigkeit der Rache an England in Abrede zu stellen wagte, als Verräter und Feigling betrachtet, und diese grimme Wut gegen die Nachbarn überm Kanale brannte fort, eine ganze Generation hindurch. Zuletzt aber erlosch das Feuer, und schon vor dreißig Jahren konnte ein Pariser ein guter Patriot sein, ohne den Engländern unter Schimpfworten eine Faust zu machen. Warum sollte der Haß, den die Franzosen gegen uns hegen — wir empfinden gegen sie nichts der Art —, nicht gleichfalls mit der Zeit vergehen,

warum sollte nicht ein Geschlecht heranwachsen, das die Bitterkeit des „schrecklichen Jahres,“ wie Victor Hugo es nennt, vergessen und die Kriegsart in aller Stille begraben hat?

Wenn die Times meint, durch Gambettas Ableben sei das europäische Gleichgewicht gestört, und das so versteht, als habe bisher in der einen Wagschale Bismarck und in der andern Gambetta gestanden, so ist das thörichte Überschätzung des Letztern, die uns indeß nicht sehr auffällt, da das „Weltblatt“ in den letzten Jahren das Privilegium erworben zu haben scheint, seinen Lesern Fäseleien vorzusetzen. Auch die Meinung einer Berliner Zeitung, Frankreich sei durch das Ereignis des 31. Dezember bündnisfähiger geworden, können wir nicht teilen. Weder Italien noch Rußland werden sich von dem jetzigen Frankreich mehr angezogen fühlen, sich von ihm mehr versprechen als von dem, in welchem Gambetta noch seine Rolle spielte. Das liegt auf der Hand, und was England betrifft, so hat die Idee eines französischen Bündnisses mit ihm unzweifelhaft in Gambetta einen Förderer verloren. Derselbe war ein sehr entschiedener Freund Englands — vielleicht, weil er niemals dort gewesen war und es nur aus Büchern und Zeitungen kannte, vielleicht auch, weil er wesentlich ein Mann seines Zeitalters war. Der letzte diplomatische Streit zwischen England und Frankreich fand statt, ehe Gambetta noch aus der Kinderstube in die Elementarschule übersiedelte, und als er zum Manne heranwuchs, war Frankreich voll Begeisterung über seinen Verbündeten im Krimkriege und erwarb sich durch seine Befreiung Italiens in England Sympathien und mittelbaren Beistand. So bewog diesen Politiker nichts in seiner Ausbildung und Erfahrung, den Antagonismus gegen das „perfide Albion“ noch zu empfinden, der sich zuweilen in den Gesprächen und in der Politik von Thiers kundgab. Im Gegenteil, Gambetta war von dem sehnlichen Wunsche erfüllt, eine englisch-französische Allianz ins Leben treten zu sehen. Er hatte ungefähr das Gefühl, welches Ludwig Napoleon 1853 veranlaßte, eine Annäherung an den Nachbar im Norden zu suchen; es war ihm der einzige Weg, auf welchem Frankreich verlornes Terrain wiedergewinnen konnte. Wie wir aus den Mittheilungen ersehen, die Moritz Szeps über Äußerungen seines Freundes Gambetta im „Wiener Tageblatt“ veröffentlicht hat, war ihm jene Annäherung ein dringendes Bedürfnis. In den letzten Tagen des Oktober v. J. sprach er sich hierüber in folgender Weise aus. Jetzt, wo die Engländer ohne Verwendung bedeutender Streitkräfte und ohne viel Risiko sich zu Herren von Kairo gemacht haben, begreift man endlich, bis zu welchem Maße meine Politik die rechte war. Das Land verstand mich nicht, nein, nicht einmal meine eigne Partei. Glauben Sie etwa, ich hätte dabei nur Agypten im Auge gehabt oder auf Agypten Wert gelegt? Ich kümmere mich nicht um Agypten, mache mir gar nichts daraus. Aber diese ägyptische Frage hätte ein englisch-französisches Bündnis zu Wege bringen können, sie hätte das Samenkorn dazu werden können, die Keimkraft, welche die Allianz emporgetrieben und

ihr Gedeihen gesichert hätte. Ein Bündnis der Westmächte würde ein gewaltiger Faktor in der Welt und eine reiche Quelle von Macht sein. Ich wollte es nicht dem politischen System des Fürsten Bismarck gegenüberstellen, aber neben dieses alles beherrschende System. Die andern Mächte würden dabei das Gefühl ihrer Unabhängigkeit wiedergewonnen haben. Was die kleineren Staaten anlangt, Portugal, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, so würden diese sich allesamt um das Bündnis der Westmächte geschaart haben. Dieses letztere würde der Republik ungeheure moralische Kraft gebracht haben; denn die Republik würde dabei durch eine alte und hochgeachtete Monarchie wieder in die Familie der europäischen Staaten eingeführt worden sein.

Wäre Gambetta Minister und im Besitze des Vertrauens der Deputirtenkammer geblieben, so würde die Welt England und Frankreich gemeinsam am Nil interveniren gesehen haben, wie sie vor etwa dreißig Jahren Schulter an Schulter gegen Rußland kämpften. Das wäre gewissermaßen ein Vorgesmack der Rache an Deutschland gewesen. Die bei Sedan geschlagene Armee würde gemeinschaftlich mit den englischen Rotröcken die Schanzen von Tel El Kebir gestürmt, und Zeitungsberichterstatter, Dichter und Maler würden nicht ermangelt haben, die Heldenthat zu preisen und in den großen Versailler Speicher der toutes les gloires de la France zu bringen. Napoleons des Ersten „vierzig Jahrhunderte“ wären in neuer Auflage auf dem politischen Phrasenmarkte erschienen, und triumphirende Illustrationen hätten die Pariser vergessen lassen, daß ihre Stadt sich einmal den Deutschen ergeben und von ihnen besetzt worden.

Die Allianz mit England wurde von Gambetta herbeigesehnt und erstrebt; aber wir dürfen fragen, ob sie auch von England gewünscht worden sei, und wir meinen das nicht bejahen zu können. Es war eine einseitige und folglich eine unglückliche Liebe. Wenigstens war die ägyptische Frage nicht dazu angethan, die Engländer wünschen zu lassen, daß Frankreich sich bei der Lösung beteilige. Der französischen Eitelkeit würde es sicher sehr wohlgethan haben, aber es fragt sich am Ende doch, ob die Kammer in Paris nicht verständiger verfahren ist, als sie ihr Veto gegen ein Unternehmen voll Wagnisse und gegen eine Allianz einlegte, die gleich dem Bündnis Österreichs und Preußens im letzten schleswig-holsteinischen Kriege höchst wahrscheinlich nach kurzer Zeit zu Hader und Entzweiung, wo nicht zu einem Kriege zwischen beiden Verbündeten geführt haben würde.

„Für uns ist es klar, sagt ein englischer Politiker im Daily Telegraph, daß wir durch den Fall Gambettas, als er seinen Ministerposten aufzugeben genötigt wurde, vor einer unbequemen Mitwirkung bewahrt wurden. Wir hätten uns nicht weigern können, mit unsern Verbündeten zu handeln, aber befänden sich jetzt französische Truppen in Ägypten, so würde unsre Lage, die jetzt bloß eine schwierige ist, eine bedenkliche und gefährliche sein. Die dualistische Kon-

trole würde sich in einer doppeltköpfigen Besetzung mit Truppen verkörpern. Wir könnten nicht abziehen, solange die Franzosen am Nil oder Kanal blieben, und wir würden dazu geholfen haben, daß dort die Schildwachen eines Nebenhuhlers aufgestellt wären, und daß eines Tages vielleicht eine feindliche Macht auf unsrer Hauptstraße nach Indien stünde. Die Moral hiervon ist mit Händen zu greifen, und sie lautet: während es für uns die beste Politik ist, mit einem friedlichen, parlamentarisch regierten und fortschreitenden Frankreich gut Freund zu bleiben, wird Frankreich seinerseits, von einem ungewöhnlich fähigen und ehrgeizigen Manne geführt, heiße er nun Napoleon, Thiers oder Gambetta, ein unruhiger Nachbar werden und als Bundesgenosse unausbleiblich unbequem sein. Es ist ein Glück, daß wir dieser Gefahr entgangen sind."

Die Engländer mußten erkennen, daß der Grundton der Freundschaft Gambettas zwar ganz herzlich und artig klang, aber doch eigentlich nur auf dessen Ansicht beruhte, daß England sich für Frankreich benutzen lassen werde. Wir brauchen zum Beweise dessen nur daran zu erinnern, daß sein Blatt, die *République Française*, nach dem Siege Englands die ungeheuerliche Behauptung aufzustellen die Stirn hatte, daß Frankreich, obwohl es sich an der Expedition gegen Arabi nicht beteiligt, die Früchte des Sieges mit ernten müsse, und daß England bei Tel El Kebir eine Schlacht für die doppelte Kontrolle geschlagen und gewonnen habe — eine Dummndreistigkeit, die nur der gleichkommt, mit welcher seinerzeit behauptet wurde, die Preußen hätten Düppel stürmen müssen, um dem Augustenburger Rechte zum Siege zu verhelfen. Ja, Gambetta gelangte später zu bitteren Empfindungen über die Londoner Politik, als er herausfand, daß England sich nicht herbeiliess, seinem Frankreich Ruhm, Einfluß und materiellen Gewinn abzugeben. Der oben zitierte englische Politiker bemerkt dazu sehr richtig: „Dieses Gefühl war natürlich, aber es sollte unsern Staatsmännern zur Warnung dienen, sich nicht auf auswärtige Parteipolitiker zu verlassen. Unsrer Freundschaft sollte sich auf ganz Frankreich erstrecken und vorzüglich auf das Frankreich, welches Abenteuer verabscheut und uns nicht in Allianzen zu verwickeln strebt, die zu gemeinschaftlicher Kriegsführung hintreiben."

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über das, was den Franzosen nach Gambettas Verschwinden von der Bildfläche in innern Angelegenheiten nach ihrer Natur und Denkart am dienlichsten sein würde. Sie vermögen sich auf politischem Gebiete mehr für Menschen als für Einrichtungen zu interessieren. Sie lieben es, einer glänzenden Persönlichkeit zu huldigen, welche ihre Geschichte und ihre Wünsche und Hoffnungen verkörpert. Das heißt, sie sind, näher gesehen, eigentlich ein monarchisch gesinntes Volk, und die keltischen Stämme eignen sich überhaupt nicht für das republikanische Regierungssystem. Die Demokratie ist der personifizierte politische Neid, sie will keine Größen an der Spitze des Gemeinwesens haben, sie will von Mittelmäßigkeiten regiert werden, die einander möglichst gleich sind und auch die große Masse nicht bedeutend überragen. Ihr

Hauptgrundsatz ist Opposition gegen persönliche Herrschaft, gegen die Autorität des einzelnen Talentes oder Genies. Im ganzen politischen Leben Athens giebt es kaum ein so charakteristisches Ereignis als die Verbannung des Aristides. In Amerika darf niemand den Präsidentenstuhl mehr als zweimal einnehmen. Im parlamentarischen England sehen wir die Regierung nicht in den Händen eines Parteiführers, sondern in denen einer Gruppe ruhen. Auch hier soll kein einzelner als solcher wesentlich und unentbehrlich werden, und so ist die Arbeit für den Staat über zwölf oder vierzehn Minister verteilt, die wieder politische Lehrlinge unter sich haben, welche später in das Cabinet aufrücken, und unter denen wieder zahlreiche Beamte als Ersatz für den Wegfall ihrer Vorgesetzten stehen.

Vergleichen wir damit Frankreich, so begegnen wir einem wesentlichen Unterschiede. Es hat einen großen Mann, an dem aller Augen hängen, auf den die große Mehrzahl des Volkes vertraut und hofft. Scheidet er von der Welt, und wird er durch ein andres Talent ersetzt, das der öffentlichen Meinung imponirt, so wird das Spiel fortgesetzt, und von einer Republik ist im Ernste nicht die Rede. Anders, wenn er keinen ebenbürtigen Nachfolger findet, wie das jetzt der Fall zu sein scheint. Seit der einzige große Mann, den das jetzige Frankreich besaß, hinweggenommen ist, wird die Republik sich vermutlich binnen kurzem mehr nach dem englischen oder amerikanischen Muster gestalten, d. h. sie wird nicht von einem Staatsmanne, sondern von einem Duzend abhängen, sie wird sich der klugen Mäßigung Grevys weiter erfreuen, und das übrige, was notwendig ist, werden zwanzig oder dreißig andre Herren besorgen, die als befähigte, wenn auch durchaus nicht brillante Persönlichkeiten während des letzten Jahrzehntes dem Lande abwechselnd Dienste geleistet und sich dadurch Erfahrung und Kenntniß der Geschäfte erworben haben.

Das ist keine bezaubernde Aussicht für den Durchschnittsfranzosen. Es stimmt wenig zu der Gewohnheit der Nation, die Massen werden keinen Gegenstand für ihren Trieb nach Menschenvergötterung und ebensowenig Gelegenheit haben, ihn der Abwechslung halber einmal von seinem Piedestal herunterzureißen. Die Republik wird nicht mehr poetisch, aber sie wird eine Wahrheit sein, und sie wird den Frieden bedeuten. Kann Frankreich sich eine Zeit lang der Liebhaberei für das Persönliche, das Malerische, das Theatralische entäußern und sich der Entwicklung einfacher, nüchterner, schmuckloser Freiheit und der Befestigung der Ordnung widmen, so wird der Verlust Gambettas ihm zu einem Segen werden.

Auf Gambettas Tod ist rasch der des Generals Chanzy gefolgt. Wenn der eine der einzige Staatsmann der französischen Republik war, der aus dem Kampfe mit Deutschland und später mit den monarchischen Parteien mit einem großen Namen hervorging, so war der General der einzige militärische Führer, der sich als befähigt und charaktervoll erwiesen hatte. Er hatte keine Schlachten

gewonnen, aber den Gegnern das Vorrücken mit Zähigkeit und Geschick erschwert. Er war der einzige französische General, der bei einem neuen Kriege mit Deutschland der Nation und der Armee einiges Vertrauen eingeflößt haben würde. Denn es ist ziemlich gewiß, daß Frankreich diesen Krieg, wenn er überhaupt einmal ausbricht, mit sehr andern Gefühlen beginnen wird als die Kriege unter dem ersten und dem zweiten Kaiserreiche. Napoleon der Erste zog mit Heeren aus, die zuversichtlich zu siegen hofften, auch Napoleon der Dritte galt nach dem Falle Sebastopols als ein Mann des sichern Erfolges. Aber von 1815 bis 1854 wirkte der Einfluß von Waterloo nach, der wie eine Wolke über den Franzosen und ihren Herrschern hing, und die letztern wagten kein Unternehmen, bei dem sie alleinstanden. 1823 schritten die Bourbonen in Spanien ein, aber nur als Beauftragte der heiligen Allianz, und 1854 hatte Ludwig Napoleon England, 1859 Italien zur Seite. Die Erinnerung an Sedan wird ebenso lange nachwirken. Frankreich wird, seit Gambetta und Chanzy tot sind, schwerlich wieder ohne Bundesgenossen kämpfen, und die Republik mit ihren Ephemerer-Ministerien wird als unzuverlässig und unstet nicht leicht Bundesgenossen gewinnen. So verknüpfte Gambetta zwar die Republik mit der Revanche, aber das Schicksal trennt beide von einander und scheint den Franzosen eine schwankende Politik im Innern beschieden zu haben, deren Unerfreulichkeit durch Frieden in auswärtigen Dingen ausgeglichen wird. Hierin mag der hingesehene Staatsmann seinem Vaterlande besser gedient haben, als er wußte und beabsichtigte.



Der zweite Pariser Krach.

1.



ie bedeutungsvollen Verschiebungen, welche die Verhältnisse der internationalen Beziehungen innerhalb der letzten zwei Dezennien mit sich gebracht haben, erheischen die Aufmerksamkeit und spannen das Interesse des Nationalökonomen fast noch mehr als die des Politikers. Das furchtbare Anschwellen der sozialen Mißwirtschaft, das zuerst in einer seltsamen Gleichgültigkeit und oft sogar in einer unbegreiflichen Unterstützung der bloßen Gewinnpekulation auf wirtschaftlichem Boden begünstigt wurde, und durch das nunmehr alle nationalen und internationalen Beziehungen übersflutet werden, erfüllt längst alle einsichtigen und gewissenhaften Finanzpolitiker mit der höchsten Besorgnis. Denn wenn es auch